

EIN FREMDER FREUND

Bulgarische Geschichten aus dem 21. Jahrhundert

Anthologie



EIN FREMDER FREUND

Bulgarische Geschichten aus dem 21. Jahrhundert

Anthologie

Erste Auflage 2017

© eta Verlag

Alle Rechte vorbehalten

www.eta-verlag.de

kontakt@eta-verlag.de

Schönhauser Allee 26

10435 Berlin

© Autoren:

Elena Alexieva / Yordanka Beleva / Silvia Choleva / Peter Denchev /

Kristin Dimitrova / Dejan Enev / Vassil Georgiev / Georgi Gospodinov /

Angel Igov / Mirela Ivanova / Zachary Karabaschliev / Alek Popov /

Todora Radeva / Alexander Špatov / Todor P. Todorov /

Silvia Tomova / Emanuil A. Vidinski

© Übersetzung aus dem Bulgarischen:

Elvira Bormann-Nassonowa / Gabi Tiemann / Andreas Tretner

Herausgeber: Emanuil A. Vidinski

Vorwort: Andreas Tretner

© Gestaltung: Kapka Kaneva

Lektorat: Lore Horlamus / Elvira Veselinović

Druck und Bindung: Abagar, Weliko Tarnowo, Bulgarien

ISBN 978-3-9818408-0-3

EIN FREMDER FREUND

Bulgarische
Erzählungen
aus dem
21. Jahrhundert



Herausgegeben von Emanuil A. VIDINSKI

Mit einem Vorwort versehen von Andreas TRETNER

Berlin 2017

*Mit besonderem Dank an die Übersetzer Elvira Bormann-
Nassonowa, Andreas Tretner und Gabi Tiemann für die stetige
Unterstützung, Verständnis und Geduld.*

Petya LUND, Verlegerin

Zum Geleit



Das alte Zeitkapsel-Spiel: Man stelle sich vor, eines fernen Tages die Geschichte Bulgariens – sagen wir, der letzten 50 Jahre – ausschließlich anhand der in dieser Zeit im deutschsprachigen Raum erschienenen Anthologien zeitgenössischer Erzählungen von da rekonstruieren zu müssen ... Die Chancen stünden gar nicht so schlecht.

Gemessen am notorischen Scheuklappenblick von uns Zentraleuropäern, der demgemäß immer nur sporadischen Präsenz bulgarischer Autoren auf dem hiesigen Buchmarkt ist es verblüffend festzustellen, dass solche Sammlungen in schöner Regelmäßigkeit alle fünf bis zehn Jahre erschienen sind. Betitelt »Der Mandelzweig«, »Erkundungen«, »Der Tag, die Nacht und wieder der Tag«, »Elegie« oder »Dudelsack live«, zuletzt, im Bilanzmodus des ausgehenden Säkulums, »Bulgarische Erzählungen des 20. Jahrhunderts« oder schlicht »Bulgarien Prosa« und schließlich »Gegenwarten«.

Ihre Flaschenpostrelevanz für die Nachgeborenen mag auf Hellsicht und Gespür der Herausgeber zurückgehen, kundige und schwer zu ermüdende Vermittler wie Hartmut Herboth, Barbara Antkowiak, Dietmar Endler, Norbert Randow, Valeria Jäger, Alexander Sitzmann und Thomas Frahm – doch ebenso sprechen die Vorzüge des »kleinen« Genres dafür: auf je schmalstem Raum, in hochauflösender Optik dem Flüchtigen

Bestand, dem Beständigen Transzendenz zu verleihen. Hieraus ergibt sich beim Wiederlesen manch erhellender Schauder, manch nachträgliche Prophetie.

Jede gute Kurzprosa-Anthologie also eine Art Eisbohrkern für künftige Zeitgeist-Archäologen?! Keine Bange: Nicht vorrangig dafür ist dieses neue Buch gemacht. Es will unters warme Licht Ihrer Leselampe, hier und heute.

Nun denn. Die uns angebotene bulgarische Eröffnung des 21. Jahrhunderts heißt: Ein fremder Freund. Wer ist er? Ältere Leser mag der Titel an eine trist unterkühlte intellektuelle Notgemeinschaft in der DDR der frühen 1980er erinnern, wie Christoph Heins berühmte Novelle sie entwarf; jüngere wiederum an die Infragestellung einer hitzigen WG-Kumpanei durch den 11. September 2001 in Elmar Fischers beinahe gleichlautendem Berlin-Movie. Selbst zwischen diesen Polen wüsste sich vorliegendes Buch zu behaupten. Zuvörderst aber ist der Titel Konzept, Verheißung auch, die Autoren und Leser miteinander einzulösen hätten.

Fremd bin ich eingezogen ... »Sprich mit mir!«

Angetreten sind hier die Dreißig- bis Mittfünfzigjährigen. Nicht wenige Dichter unter ihnen, Theaterautoren. Keine repräsentative Gesamtschau aus akademischer Äquidistanz, eher das Gruppen-Selbstporträt einer lebendigen »Szene«, aus dem Inneren der Bewegung geschossen.

Auffällig insbesondere: die Autorinnen! In besagten Anthologien der Vergangenheit zu null bis fünfzehn Prozent vertreten (denkwürdig konsequent im Falle der profunden Jahrhundertschau des »Insel«-Verlags von 1995: sämtliche 41 Texte von Männern!) – hier nicht mehr nur statistisch, in deutlich eigener Tonalität präsent, sondern als schlüssige Gegenperspektive in einer patriarchal-paternalistisch gefügten Gesellschaft.

Es spricht sich allmählich herum: Die bulgarische Literatur erlebt gerade einen Höhenflug, der sie selbst zu überraschen scheint. Ein Indiz dafür ist, dass seit Langem wieder einmal gestritten wird – zur Sache. Gruppierungen bilden sich, Manifeste werden geschrieben. Und erstaunlich viele, sehr unterschiedliche Bücher.

Die hier versammelten Erzählungen sind von 2001 bis heute entstanden – die Millenniumssalven an einer Stelle gerade noch zu hören. Eine vergleichsweise kurze Spanne, in dem sich das Land einmal mehr rapide verändert hat. 2007, in der Mitte des »Berichtszeitraums« sozusagen, ist Bulgarien der EU beigetreten, die Jahre zuvor hat es sich unter den Argusaugen von IWF, Weltbank und Europäischer Kommission präpariert dafür. Kein Text in diesem Buch, der davon spricht; kaum einer, der nicht davon handelte. Einblicke in die neuen Verhältnisse – die zwischen den Menschen herrschenden vor allem. Neue Helden und ein paar von den alten, in ziemlich verlorenen Umständen. Schlaglichter: vier, fünf Seiten lang; für den einen oder anderen Epochenaufriss braucht es nur wenig mehr.

Und sowieso sind Raum und Zeit des öfteren forsch entgrenzt, auf je besondere Weise zugerichtet. Hier kann der Sack eines Weihnachtsmanns ebenso wie die Jackentasche eines Unbehausten oder die Linie 13 der Pariser Métro zur magischen Zeitschleuse werden. Drusenhafte Idyllen im Sofioter Hügelbiotop Reduta der 1960er und im Plattenbeton von Mladost zwei anno 2010, während auf der Isle of Sheppey ausgangs der Themse und an einem Ort namens Kranak (benannt nach dem Mann, der ihn zu verlassen untersagt) der Raum anscheinend gänzlich aus der Zeit gekippt ist. Liebesgeschichten, in denen die Uhren verlässlich anhalten. Miesen mit Hunden, Tauben auf der Zun-

ge und unterm Hut. Ausgeklügelte Labyrinth. Bücher mit und ohne Cover, akuter Tintenfraß ...

Wie findet das alles zusammen, wie findet man da hinein? Vielleicht so:

Je kürzer mitunter die Texte, desto gewichtiger der Moment, den sie erfassen. Der, wo einer sein Leben ändert, wenn nicht der, in dem er erkennt, dass er sein Leben nicht mehr ändern wird oder dass es sich ändert ohne ihn ... Nehmen wir einfach an, es sei zugleich der Moment, in dem Sie beschließen, sich einer Literatur zuzuwenden, die für Sie früher nicht existent war. Ein guter, ein günstiger Moment, der nicht ohne Folgen bleiben wird. Denn natürlich steht hinter jedem dieser kleinen Texte ein Werk; von dieser Anthologie führen Strahlen in alle Richtungen; Sie könnten dem einen oder anderen nachgehen. Gut ein Drittel der vorgestellten Autoren haben in Deutschland, Österreich, der Schweiz bereits einen Namen oder zumindest ein Buch; die anderen sehen Sie hier auf dem Sprung – und mit ihnen einen jungen, neuen Verlag, dem wir alles Gute wünschen!

Andreas Tretner im März 2017

Elena ALEXIEVA

übersetzt von Gabi Tiemann



NACH KRANAKS GESETZEN

Ich beging Selbstmord. Ohne Erfolg natürlich. Sonst wäre ich nicht hier. Auf Kranak ist Selbstmord das schlimmste Verbrechen, besonders wenn man Sklave ist. Bei einem freien Bürger kann es noch durchgehen, aber davon gibt es ohnehin nur ganz wenige. Der freie Bürger kommt gar nicht erst auf die Idee, sich umzubringen. Ein Mensch, der sein Leben besitzt, würde es kaum so leicht wegwerfen. Für den Sklaven ist das anders. Wenn er sich das Leben nimmt, das ihm sowieso nicht gehört, erreicht er ein doppeltes Ziel, was allein seiner Existenz Sinn zu geben vermag, so paradox es auch ist. Zu allererst verringert der Sklave durch seinen Selbstmord mit vollem Bewusstsein und ganz absichtlich das Eigentum des Herrn, mit anderen Worten: Er stiehlt. Ich beginne nicht deshalb mit dieser Hypothese, weil ich etwa behaupten würde, dass alle Sklaven von Kranak zum Diebstahl neigen oder der Sklave prinzipiell auf eine unbedingt verbrecherische Weise gegen seinen Herrn opponieren will. Im Gegenteil. Kranak ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie der natürliche Antagonismus zwischen Sklaven

DER ENKEL DER MENSCHENFRESSERIN

Mitten im Schuljahr stieß er zu uns, und es war sofort klar: Er war der schönste Junge der Schule. Betrat die Klasse mit einem Fußball in der Hand und schoss sich damit in unsere Herzen. Der Schuss war gut gezielt, im Nu waren wir ihm erlegen, unschuldig und aus freien Stücken.

Das mit der Unschuld hat sich dann verloren, so wie unser neuer Mitschüler auch.

Anfangs hatten wir viel Freude an ihm, waren dieser Freude unermüdlich auf der Spur. Er trug sie ja sogar im Namen – Radostin*. Wir sprachen ihn immer in voller Länge aus, sagten nie Tino oder Rado zu ihm – warum soll man sich die Freude verkürzen? Es waren sorglose Tage, unverkürzt. Dieser Junge bezauberte uns in allen Einzelheiten, es war so viel Luft und Leichte um ihn, so viel überquellende Großzügigkeit in jeder seiner Regungen. Er spielte Gitarre, hatte Talent zum

* radost (bulg.): Freude [A. d. Ü.]

Zeichnen, und die Tore, die er schoss, waren sehenswert. Wir liebten ihn so, wie man das Glück liebt. Und damals hatten wir eigentlich nur den einen Begriff vom Glück – die Sommerferien. Radostin war für uns die ewige Mitte eines ewigen Sommers.

Doch die Ewigkeit ging schnell zur Neige.

Wir fingen an, uns zu streiten, wem er gehörte, führten Besitzansprüche ins Feld; dass seine Freundschaft für alle da war, mochten wir nicht akzeptieren. So viel Schönheit brauchte einen Herrn, und jeder von uns fühlte sich dazu berufen. Als wir es leid waren, uns gegenseitig zu zerfleischen, gingen wir dazu über, Radostin am Zeug zu flicken.

Das war der Tag, als jemand uns sagte, Radostins Großmutter sei eine Menschenfresserin. Ich entsinne mich der Erleichterung, die diese Nachricht bei uns auslöste. Nicht einmal er war vollkommen! Und ich weiß noch, wie schnell diese Erleichterung in Hass umschlug – einen Hass, dem Radostin nicht gewachsen sein würde, das war mir gleich klar. Ein Rachezug stand bevor, wie sich an vielerlei Zeichen erkennen ließ: dass er nun allein in der Bank saß, dass die Jungen ihn nicht mehr zum Fußball mitnahmen, weder zum Training noch zum Spiel, und dass die Mädchen ostentativ anderswohin schauten.

Später genügten uns diese stummen Strafbescheide nicht mehr, wir wollten Blut sehen.

Irgendwer kam auf die Idee, ihn zu zwingen, rohes Fleisch zu essen. Die sich daran aufgeilten, waren noch roher, noch blutiger als das Fleisch. Sie schlossen um Radostin einen Ring, sprachen ihr Bedauern darüber aus, ihm kein Menschenfleisch anbieten zu können, hatten stattdessen mit der Schleuder eine Taube für ihn erlegt.

Es war das letzte Mal, dass jemand etwas bedauerte.

Nie werde ich seine Hände vergessen. Statt sich mit ihnen zu wehren, machte er sich krumm damit. Es war, als setzte er zum Sinkflug an. Er glich einem Vogel mit plötzlich gelähmten Flügeln. Später einem Vogel, der einen Vogel erbrach ...

Wie man sich denken kann, war Radostin wenig später verschwunden. Die Zeit, die mit seinem Verschwinden anbrach, lässt sich nicht anders als blutleer nennen. Gelegentlich nur schauderte uns bei der Vorstellung, wie seine Großmutter in die Schule käme, sich düster und schrecklich vor uns aufbaute, einen wilden Schrei ausstieß, und die Strafe folgte auf dem Fuß.

Ganz allmählich schob sich jedoch eine andere Sorge in den Vordergrund: Was, wenn die Großmutter ihn aufgefressen hatte? Jetzt wünschten wir ihn uns am Leben und dass er zurückkäme – wir würden ihn auch nie wieder quälen. Dass er anders war als wir, schön und begabt, würden wir ihm nachsehen. Auch seine Güte. Dass er uns immer wieder verziehen hatte. Wahrscheinlich hätten wir ihn wieder geliebt, mehr denn je. Ihn gerechter unter uns aufgeteilt vielleicht, wer weiß.

Inzwischen wussten wir auch, was es mit der Großmutter in Wirklichkeit auf sich hatte. Im Krieg, während der großen Hungersnot, hatten irgendwelche Leute ihre Ferkel mit menschlichen Kadavern gefüttert. Ein solches Ferkel kam ihnen ins Haus, gerade als sie dachten, sie müssten hungers sterben. Später, als der Krieg aus war und das Hungern ein Ende hatte, musste Radostins Großmutter mit dem Ekel weiterleben, den sie hinunterschluckte, und mit den Menschenfressergerüchten, die sich nicht schlucken ließen.

Mitten im Schuljahr stand sie auf einmal in unserer Klasse. Hatte weder eine Hakennase noch einen Buckel, keine Adlerkrallen und keine Warzen im Gesicht, war auch nicht furchterregend groß, zischte und fauchte nicht. Zierlich war sie, hell und schön. Wie Radostin.

Sie grüßte die Lehrerin, wandte sich uns zu und sagte: Ihr habt mir mein Enkelkind aufgeessen.

Als das gesagt war, verschwand sie.

VERS PÄTETES GESCHENK

Und er lief, lief durch die erleuchteten Straßen, hielt unter den Lampen an, schaute gebannt dem Treiben der Schneeflocken zu, öffnete den Mund, wie er es als Kind getan hatte, und hielt die Zunge unter die pikenden eiskalten Tropfen. Es war eine Stunde vor Mitternacht, und die immer weniger werdenden Fußgänger beachteten ihn gar nicht – die Stadt war voll von Landstreichern und Verrückten.

Und er lief, von einer seltsamen Fröhlichkeit erfasst, diese Stadt gehörte ihm mit all ihren Straßen, plötzlich auftauchenden Querstraßen, verborgenen Passagen und warmen Schächten. Er wäre imstande gewesen, eine ganze Penner-Topografie anzufertigen.

Es war schon über ein Jahr her, dass er in diese Parallelstadt umherziehender Obdachloser abgetaucht war, die sich immer mehr ausdehnte. Es gefiel ihm, vollkommen anonym zu sein. Keinerlei Beziehungen mehr.

Er ging am Fernsehgeschäft vorbei. Es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, Schaufenster zu betrachten, und schon

wollte er abbiegen, als ihn etwas zurückhielt. Das Geschäft war natürlich geschlossen, es war gut beleuchtet, aber einer der Fernseher im Schaufenster lief, und das, was er aus dem Augenwinkel sah, kam ihm zugleich befremdlich und vertraut vor. Er verlangsamte seine Schritte. Ging rückwärts ... Im Fernsehbild war dieselbe Straße an eben jenem Abend zu sehen, und er selbst war auch zu sehen. Der Mensch auf dem Bildschirm zog zusammen mit ihm die Hand aus der Tasche. Er erschrak, weil er vermutete, wieder verrückt zu werden. Seit langer Zeit hatte er sich nicht mehr angesehen. Ein abgewetzter Pelzmantel, ja, das war seiner, mit einem Riss an genau derselben Stelle, kurz über dem Ellbogen. Er führte die Hand zum Bart – dass dieser so gewuchert war, hätte er nicht gedacht. Der im Fernseher machte die gleiche Bewegung. Er ging ein, zwei Schritte zurück, und die Gestalt auf dem Bildschirm schien kleiner zu werden. Er ging näher heran. Jetzt war er scharf eingestellt. Er ging noch weiter heran, fast berührte seine Nase das Schaufenster. Der ganze Fernseher füllte sich mit einer vor Kälte geröteten, etwas krummen Nase und einem dichten Bart. Sogar die Schneeflocken darauf waren zu sehen. Er sah sich um.

Bestimmt ging es auf Mitternacht zu. Dieses Silvester war irgendwie besonders, ringsumher waren kaum Menschen zu sehen. Niemand fotografierte. Keine Spur von Kameras. Vermutlich versteckten sie sich irgendwo. Sie nahmen ihn heimlich hinter einer Ecke auf und beobachteten das Schauspiel, das er veranstaltete. Und zu Hause hatten auch alle den Fernseher an und amüsierten sich über ihn. Dieser Gedanke verwirrte ihn. Man filmte ihn! Ein paar Millionen Leute verfolgten jede seiner Bewegungen. Sie wollten sehen, was er tat. Sollte er abhauen? Ob es wirklich ein paar Millionen waren?

Er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Der Klebstoff so vieler Augen hielt ihn vor dem Fernseher. Er hatte das Gefühl, dass er, wenn er wegginge, wenn er auch nur für eine Sekunde aus dem Bild ginge, wie eine Schneeflocke schmelzen würde. Aber irgendetwas musste er tun. Die Augen warteten. Hektisch begann er, seine Kleidung zu ordnen. Er versuchte, den einzigen Knopf zu schließen, der ihm noch geblieben war, obwohl er wusste, dass ihm das nicht gelingen würde, weil das Knopfloch seit langem aufgetrennt war und der Knopf frei herumrutschte. Unwillkürlich glättete er seinen Bart und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er drehte sich sogar ein wenig nach rechts, um die zerrissene Stelle über dem Ellbogen zu verdecken.

Na gut ... Wenn sie sich unbedingt auf seine Kosten amüsieren mussten in der letzten Nacht des Jahrhunderts. Wenn sie nichts Besseres zu tun hatten. Ausgerechnet ihn musste es treffen. Noch nie, auch nicht in seinem anderen Leben, hatte man ihn im Fernsehen gezeigt. Die Leute, die auf dem Bildschirm erschienen, kamen immer aus einer anderen Welt. Na ja, insgeheim hatte er sie stets beneidet. Er hatte sogar überlegt, was er sagen würde, wenn man ihn zufällig anhielt, einfach so, auf der Straße, es werden ja immer mal welche angehalten, und ihm eine ganz gewöhnliche Frage stellte. Zum Beispiel: Sind Sie heute mit Ihrem Leben zufrieden? Solche Fragen werden gestellt. Er hatte verschiedene Antwortoptionen vorbereitet. Doch er wurde nie angehalten. Und jetzt, in der bedeutendsten Nacht, war er der Knüller des ganzen Programms.

Er stellte sie sich vor – viele Männer und Frauen, warme Zimmer, Gespräche, umherlaufende Kinder, viel zu trinken, Kerzen, Plastiktannen, karamellisiertes Popcorn. Und er –

vervielfacht in jedem Haus. Er musste reden, oder erst einmal anfangen zu reden, es ihnen zeigen. Sie herunterputzen, hässliche Flüche ausstoßen, wie er ja das ganze Leben vor sich hin geflucht hatte. Das erste Wort, das er aussprach, verblüffte ihn selbst.

Hallo ... Ist da jemand? Pause. Quatsch ... Von wem erwartete er denn eine Antwort? Nein, nein, er musste es anders versuchen!

Guten Abend Ihnen allen. Das ist die letzte Nacht des ... Meine Güte, wie klingt denn das, wie die, die jeden Abend die Nachrichten verlesen. Gar nicht so einfach. Seine ganze Wut verpuffte. Hilflos sah er sich um. Eine verdächtig leere Straße, es wäre nicht verwunderlich, wenn sie zur Ausstattung gehörte.

Sehen Sie, ich bin ... ich stehe hier auf der Straße ... ich weiß nicht, wer mich filmt. Sicher handelt es sich um eine Verwechslung. Keine Ahnung, womit ich Sie unterhalten soll. Wenn meine Frau mir jetzt zusieht, also meine Ex-Frau ... überhaupt ... alles ist gut ... mir geht es gut.

Gleich werde ich lockerer und werde mir etwas Lustiges ausdenken. Nur einen Moment. Die sollen mal Werbung einblenden.

Er drehte sich mit dem Rücken zum Schaufenster, holte eine Flasche aus der Tasche, setzte sie an und trank einen Schluck.

So, jetzt ist es besser. Die Silvesterprogramme waren ohnehin total dämlich. Ja, echt dämlich. Als ich klein war, wollte ich unbedingt in den Fernseher rein. Ich wollte genau zu dem Zeitpunkt hineinkriechen, wenn es einen Indianerfilm gab, und für immer dort bleiben, in diesem Indianerfilm. Heute sage ich mir – gut, dass ich das damals nicht gemacht habe, weil die Indianerfilme ja aus der DDR kamen, Sie können sich doch noch an sie erinnern, oder? Nur Abklatsch. Und das ganze Leben in einem Abklatsch zu verbringen.

gen? Nicht, dass es sonst ... Aber das ist wohl zu traurig für Silvester. Gleich fällt mir was ein ... Kennen Sie den Witz von dem Mann, der ... – Oh nein, der ist etwas zu schmutzig fürs Fernsehen. Oder der, wo sich zwei eineiige Zwillinge im Mutterleib unterhalten und der eine sagt – hach, wie es wohl draußen ist, was wird dieses Leben nur bringen. Kurz gesagt, er hat Angst. Und der andere erwidert: Himmel, Arsch und Zwirn ... Entschuldigung ... das sagt einem doch keiner, von dort ist noch nie einer zurückgekehrt. Hm, war wohl nicht besonders lustig.

Ich weiß nicht einmal, wie spät es ist. Vielleicht sind es nur noch wenige Minuten bis zwölf. Und Sie warten jetzt auf die Neujahrsansprache ... Aber es kommt niemand. Und ich werde nicht unterbrochen. Ich weiß nicht ... Sollen sie doch Musik spielen. Soll der Präsident herkommen. Ich kann nicht einmal Kameras sehen. Hab mal gelesen, dass sie jetzt schon aus dem Weltraum alles filmen können. Da fliegt so eine Station und nimmt einen auf, und man hat nicht die leiseste Ahnung. Man denkt, dass einen niemand sieht, man geht so herum oder versucht, eine Zeitung aus dem Kiosk zu klauen, und die verfolgen dich und filmen. Auch nachts können sie sehen. Sie haben solche Geräte. Einer hat mal erzählt, dass sie sogar ins Klo gucken, mit Verlaub gesagt. Wenn Sie es nicht interessant finden, schalten Sie einfach den Fernseher aus. Ich weiß nicht, wie lange ich reden muss. Kommt mich jemand ablösen? Ehrlich, ich weiß es nicht. Ich bin einfach hier vorbeigekommen. Eigentlich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich könnte ja jemanden grüßen ... Ich habe nur noch eine alte Tante, eine Schwester meines Vaters, Gott hab ihn selig. Aber die hat keinen Fernseher. Mein Gott, wie würde sich Mama freuen, wenn sie mich sehen könnte. Ach, da fällt mir eine Neujahrs Geschichte ein. Ich setz mich kurz hin, weil es hier so kalt ist.

Als ich klein war, schrieb ich jedes Jahr heimlich einen Brief an Väterchen Frost, dass er mir einen Fotoapparat bringen soll. Wir

hatten einen Nachbarn, der den ganzen Tag mit so einem Apparat herum lief, an einem Lederriemen, und damit auf Hochzeiten fotografierte. Ich wollte gern genau so einen haben. Also schrieb ich jedes Jahr. Ich ging heimlich zum Postamt der Stadt, um die Briefe einzuwerfen. Ohne Marken, ohne alles. Ich habe nie einen Fotoapparat bekommen. Ich bekam Pullover, Bücher, einen Ball, einmal sogar eine Pistole mit Zündplättchen. Doch ich wollte einen Fotoapparat. Nur den wollte ich, ich träumte sogar davon. Ich erzählte niemandem davon, aber wartete weiter. Mittlerweile klebte ich Marken auf die Briefe, trotzdem passierte nichts. Das, was man sich sehnlichst wünscht, kommt nie. Aber das stimmt nicht. Leider, leider stimmt das nicht. In einem Winter, ich war gerade vom Wehrdienst zurückgekommen und hatte den Fotoapparat und überhaupt alles vergessen, war ich zu Neujahr allein geblieben. Es klopfte an der Tür, dabei hatte ich niemanden eingeladen. Ich öffnete, da stand ein Väterchen Frost. Sein Bart war nicht mehr richtig angeleimt, man sah seine Hosenbeine unter dem Mantel. Sind Sie der und der, fragte er. Das bin ich, sagte ich. Und er wühlte in seinem Sack und holte einen Fotoapparat hervor, in einer Lederhülle, mit Tragriemen. Eine Zenit, von den alten. Genau die, die ich früher immer haben wollte. Er gab sie mir und ging wieder. Ich stand wie versteinert da. Dann lief ich ihm nach, um zu fragen, wer ihn bestellt habe, aber er war schon verschwunden. Wenn das kein Wunder ist. OK, vielleicht habe ich doch irgendwo etwas erzählt, bei der Armee gibt es die komischsten Käuze, möglich, dass sie ihn aus Spaß hergeschickt haben. Aber immerhin, das Geschenk war gekommen. Zehn Jahre später. Zehn Jahre ... Ich hielt es in den Händen und fühlte mich so geknickt, so richtig deprimiert. Ich setzte mich hin und heulte, heulte und wusste nicht warum. Warum hatte ich diesen Fotoapparat nicht vor zehn Jahren bekommen. Was soll ich jetzt damit, was nützt er mir. Wenn etwas nicht sofort passiert,

wenn man es will, dann soll es lieber gar nicht passieren. Und auch jetzt – das ganze Leben schaut einen keiner an. Geschweige denn, dass man gefilmt wird, und nun genau zu Silvester ...

Die Knallerei von den Balkons und das Feuerwerk kamen unerwartet und unterbrachen seine Rede. Er begriff, dass das neue Jahrhundert angebrochen war, doch niemand kam, um ihn abzulösen. Er musste die Sendung weitermachen, das war seine Mission. Der Wind wurde stärker, jetzt rieselte der Schnee nicht mehr sanft hernieder, sondern wirbelte über die Bürgersteige. Er redete nicht mehr, stand nur da und schaute auf den Bildschirm, gab dem da drüben eine Gestalt, hielt ihn am Leben, wie man ein verlöschendes Feuer unterhält.

Am Morgen sendete der einzige eingeschaltete Fernseher im Schaufenster, eines von diesen Werbegeräten mit eingebauter Kamera, einen zusammengekrümmten Mann mit weit geöffneten Augen. Auf der Straße vor dem Geschäft war keine Menschenseele zu sehen.

Angel IGOV

übersetzt von Elvira Bormann-Nassonowa



ES WIRD PASSIEREN

Es wird passieren. Ich weiß, dass es passieren wird. Es kann einfach nicht anders sein. Seht doch bloß mal, was in der Welt los ist: New York, Istanbul, Madrid, Beslan, Mailand, Krakau ... Irgendwann wird die Bombe hochgehen. Es kann in der U-Bahn sein, vor der britischen Botschaft, im Rektorat. Es könnte – Ironie des Schicksals – auch in der Sweta-Nedelja-Kirche* sein. Ob es am Namen dieser Kirche liegt, an dieser Sonntäglichkeit, dass es zu den Attentaten kommt? Es könnte auch in einem Café der Nedelja-Kette geschehen. Oder im »Don Domat«. Im »BIAD«-Club. In der »Bibliothek«. Oder in der Bibliothek. Doch es wird nicht das Werk von Herostraten sein, sondern von namenlosen Menschen mit herben, ruhigen Mienen. Sachlich-nüchtern und gleichzeitig begeistert. Sie jagen Gebäude und Menschen in die Luft, so wie andere Bücher

* 1925 wurde von bulgarischen Kommunisten ein Bombenattentat auf diese Kirche verübt, bei dem über 120 Menschen starben. Nedelja bedeutet Sonntag. [A. d. Ü.]